

Nr. 195. Bromberg, den 11. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(25. Fortsetzung.) ———

Mr. Kellog hatte Ironie und Nonchalance längst fallen lassen. Das Thema war ja so eigenartig, daß es das Interesse eines Kretins geweckt hätte. Er streckte Sander impulsiv die Hand hin:

„Feine Leistung, Mr. Sander! Mein bester Beamter hätte es kaum anders machen können.“ Kellog war Diplomat. Aber auch Jagdhund. Er witterte eine Chance in dieser Sache, die ihm nützlich sein konnte, die er zur Befestigung seiner exponierten Stellung dringend brauchte. Aber er wollte sicher gehen, sich in jeder Hinsicht den Rücken decken. Er packte das so an:

„Trotzdem möchte ich die wichtigsten Punkte noch einmal mit Ihnen durchsprechen. Vor allem bitte ich zu präzisieren, auf welche Anklagen Sie unser gemeinsames Vorgehen gründen wollen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, wünschen Sie, daß ich Ihnen den offiziellen Apparat der hiesigen Polizei zur Verfügung stelle und zwar bereits in den nächsten Stunden. Diese Maßnahme ist so abrupt, so außergewöhnlich, daß ich absolute Sicherheit haben muß, daß wir keinen Mißgriff begehen.“ Kellog spielte nervös mit einem Bleistift.

Sander entgegnete gelassen:

„Das ist rasch gesagt. In erster Linie ist es mir um diesen geheimnisvollen Mr. Devil zu tun, den ich noch immer irgendwo auf dem Grundstück in der 5. Avenue vermute. Ich denke, Sie kennen den Mann nach meiner Beschreibung nunmehr so gut wie ich. Der Mensch ist ein genialer Schurke. Er hat Professor Sander seines Willens beraubt und verschleppt. Und vor meinem Bruder eine Anzahl anderer Gelehrter, vorwiegend amerikanischer Herkunft. Was Devil außerdem so nebenher treibt — Sklavenfang, Patientenraub, Menschentötung en gros — bringt das Schuldkonto dieses gerissenen Gentlemans zum Überlaufen. Man könnte einwenden: der Mann ist eine medizinische Größe! Hierauf sage ich: das geht mich nichts an, damit mögen sich seine Richter auseinandersetzen.

Auf den Oberarzt Lux und den Wärter Smith dürfte der Paragraph betreffs „Beihilfe“ anzuwenden sein. Ich denke, dieses Material genügt, um Ihr Einschreiten zu rechtfertigen. Wenn der Schlag ohne Zeitverlust geführt wird, bekommen wir die Letztgenannten mit Bestimmtheit, den Hauptschuldigen mit einiger Sicherheit in unsere Hände. Das ist meine feste Überzeugung. Das wäre das eine.

Ferner hoffe ich, durch die Festnahme der Drei endlich die Lage der Teufelsinsel zu erfahren. Einem werden wir die Zunge schon lösen. Damit gewinnen wir die Möglichkeit, die bedauernswerten Opfer Devils zu befreien und den Rest seiner Komplicen hinter Schloß und Riegel zu setzen. Ich kann Ihnen verraten, dieser Hangman und Ishi sind kaum geringere Übeltäter als ihr Meister. Was meinen Bruder Peter anlangt, so ist er aller Berechnung nach längst unterwegs und wir können gemeinsam mit ihm auch gleich diesen Kamura in Staten Island in Empfang nehmen. So also liegt die Sache, Mr. Kellog.“

Dieser antwortete befriedigt:

„Sie haben recht, Ihre Argumente sind hinreichend. Nur ein Punkt macht mir Kopfzerbrechen. Erraten Sie ihn? Nun, Angel, Tommy Angel. Sehen Sie, ich kenne den Mann zufällig seit vielen Jahren und kann Ihnen versichern, er ist ein Ehrenmann. Wir haben uns allerdings seit nahezu zwei Jahren nicht mehr gesehen. Ich lebte der Politik, er seiner Wissenschaft, so kommt man auseinander. Ich gebe ja zu, daß drei Dinge — der Sender, die Schranktür und bis zu einem gewissen Grade auch der Dialog mit Henderson — gegen Angel sprechen. Trotzdem . . . für einen Komplicen von Halunken kann ich ihn deshalb noch nicht halten. Wie gesagt, ich kenne Angel zu gut.“

Sander zuckte die Achsel. „Der Augenschein ist gegen ihn. Aber ich weise Ihr Vertrauensvotum für ihn nicht von der Hand. Es gibt oft tolle Verkettungen. Ob und welchen Anteil Angel an diesen Geschichten hat, wird sich nach der Festnahme der anderen ja sofort ergeben. Darum können wir diese Frage getrost offen lassen, Mr. Kellog.“ Sander machte sein liebenswürdiges Gesicht.

Ein reizender Mensch! dachte Mr. Kellog und erwiderte eindringlich:

„Er wird getäuscht, er wird hintergangen, Mr. Sander, ich versichere Sie. Ah, ich kenne doch Tommy Angel! Wahrscheinlich hat er keine Ahnung von dem Inhalt jenes Kleiderschrankes. Man muß den alten Herrn kennen — die Seele von einem guten Kerl! Rufen Sie Ihr Mißtrauen zurück, es geht in die Irre, Mr. Sander.

So, und jetzt sagen Sie mir offen, was soll ich Ihrer Ansicht nach in dieser Sache tun?“ Er sah Klaus erwartungsvoll an.

„Den Rahm abschöpfen, Mr. Kellog!“

„Wie?“

„Ich meine, Sie sollen mir helfen, das Nest in der 5. Avenue auszunehmen. Und zwar bald, sagen wir — morgen mittag. Wenn ich die Schuldigen ihrer Strafe zugeführt sehe und meinen Bruder wiederhabe, genügt mir das vollkommen. Die Ehre, den offiziellen Ruhm sozusagen, überlasse ich gern Ihren Leuten.“

Mr. Kellog war gewonnen. Er hütete sich natürlich, seine Freude allzu laut zu zeigen. Er setzte vielmehr eine nachdenkliche Miene auf und warf hin:

„Sie sagen — die Ehre, den Ruhm, Mr. Sander. So ganz ohne Brennessel ist dieser Ruhm nicht. Es gehört viel Takt dazu —, ich denke an Angel. Sie haben ja keine Ahnung, wie beliebt der Mann hier ist. Wenn es nur im geringsten den Anschein gewinnt, als richte sich unsere Expedition gegen den Professor, gibt es einen Krawall, wie wir noch keinen erlebt haben. Sie kennen den Newyorker Mob nicht, Mr. Sander!“ Der Polizeichef hob abwehrend beide Hände.

„Gut, so werden wir vorsichtig sein“, lächelte Klaus. „Die Verhaftung des Oberarztes und des Wärters Smith ist eine Kleinigkeit. Devil müssen wir allerdings erst suchen. Angel überlassen Sie, bitte, mir. Ich werde ihm morgen ein kleines Privatissimum über die merkwürdigen Begebenheiten in seiner Klinik halten und bin überzeugt, daß er sich der Wichtigkeit der von mir vertretenen Sache nicht verschließt und seine Erlaubnis zu einer Streife durch die Klinik hergibt. Um unserer Aktion ein harmloseres Gesicht zu geben, kann man ja das Gerücht ausstreuen, es handele sich um den Diebstahl eines Röhrchens mit Radium. Ich verpfände Ihnen mein Wort, Mr. Kellog, daß wir dann jeden Strohsack umstülpen können, ohne daß die Volksseele zu kochen anfängt“, schloß Klaus mit seinem gewinnendsten Lächeln.

War Mr. Kellog ein Diplomat, so war Sander zwei Diplomaten.

„Keine üble Idee. Muß ich mir merken, wenn es

wieder einmal einer Klinik an den Kragen geht", lachte der andere.

In diesem Augenblick steckte ein Beamter den Kopf zur Türe herein:

„Pardon, Mr. Kellog, die gnädige Frau hat bereits zweimal wegen des Abendessens telephoniert. Es geht auf 9 Uhr, Mr. Kellog", meinte der Beamte vorwurfsvoll.

„Quatsch, Wilkins, wenn der Dienst ruft, gibt es keine Uhren. Sagen Sie meiner Frau, sie soll mich heute nicht vor Mitternacht erwarten. Und dann bitten Sie Inspektor Gravesham zu mir, ja?" Er wendete sich an Sander: „Gravesham ist meine rechte Hand in derlei Sachen, ein findiger Kopf. Es wird eine ausgedehnte Sitzung werden. Wir wollen nämlich die Einzelheiten wegen der morgigen Razzia miteinander bereden. Hoffentlich sind Sie solange abkömmlich, Mr. Sander? Ich meine, daß Ihr langes Ausbleiben in der Klinik nicht auffällt?"

„Es fällt nicht auf", sagte Sander nachdenklich und langsam.

Kapitel 17.

Gentlemen, die warten und Zeitung lesen.

Sprechstunde.

Klaus polierte einen Stirnreflektor blank und dachte: „Es ist die letzte, aber ich sitze auf einem Pulverfaß." Der Professor und Lux verarzteten die Patienten. Es wurde immer mehr. Massenarbeit — und dennoch . . . Ein paar Fragen, ein paar geschulte Griffe, ein Aufsetzen des Hörrohrs und schon präsentierte der Oberarzt dem Professor das Resultat der Allgemeinuntersuchung. Ein prüfender Blick Angels, vielleicht ein Nachtasten seiner nicht gelähmten Linken und schon bestimmte der Chef Diagnose und Behandlung. Lux ließ seine Füllfeder über den Notizblock rascheln . . . fertig, der Nächste!

So ging das. Eine Rotationsmaschine konnte nicht präziser, ökonomischer arbeiten als die beiden. Die Methode war derart, daß sie Klaus immer wieder von neuem Bewunderung abrang.

Endlich versickerte dieser ununterbrochene Strom, die Sitzgelegenheiten im Korridor leerten sich, die Uhr des Ordinationszimmers spie 12 silberne, winzige Schreie aus. Angel drehte den Leitungshahn auf, und warmes Wasser brauste in das Fayencebecken. Wie stets, wusch er sich nur die Linke, mit einer fast komisch berührenden Unbeholfenheit, während die Rechte in schwarzem Glacéleder stak.

In dieses Brausen des Wassers hinein sagte Lux mit halblauter Stimme:

„Denken Sie, meine 2210 funktioniert nicht! Ich muß nach dem Essen einmal nachsehen, woran es liegt."

Angel hob ein wenig die Lider und erwiderte:

„So?"

Nichts weiter. Obwohl das kurze Gespräch kaum zu vernehmen war, spießte es sich in Sanders Trommelfell. Sander lachte in sich hinein: „2210, wie interessant! Wenn die Herrschaften wüßten!" Eins schien sicher, der Trick mit Peters Abberufung von der Insel war noch nicht entdeckt. Klaus spähte durch eines der offenen Quadrate des riesigen Milchglasfensters auf die Straße. Ein paar versprengte, geschlossene Autos lungerten herum, wie zufällig, da eins, dort eins. Kein Mensch kam auf den Gedanken, daß diese Autos bestellte Arbeit waren, daß sie wie Glieder einer Kette um das Grundstück Nummer 326 lagen, besser gesagt, wie wachsame Hunde.

Sein Herz hüpfte gegen das beinerne Gewölbe. Sehr schön klappte alles, sehr schön. Ein unsichtbarer Ring von Geheimpolizisten zog sich um die Klinik, sein Werk! Gravesham war auf die Minute da und wartete jetzt auf das verabredete Signal. Klaus brauchte bloß in das kleine Nickelpfeifchen zu blasen und die Schlinge zog sich zusammen. In den wie zufällig herumstehenden Kraftdroschken saßen die Leute aus der Mulberrystreet und markierten gelangweilt wartende oder zeitungslesende Gentlemen. Diese Leute standen auch unter den Torbögen als schäkernde Schlächtergesellen und promenierten in gestreiften Krankenkitteln durch den Park. Jeder war auf seinem Posten, jeder wartete nur auf das Signal . . .

In einem schwarzlackierten Fordwagen, gleich vor dem Haupteingang und in nächster Nähe des Herrschaftshauses, saß Archibald Kellog und rauchte bereits die dritte Importe. Seit geschlagenen zwei Stunden saß er nervös in den juchtenen Polstern. Er ließ es sich nicht nehmen, den ersten großen Coup unter seiner Aegide durch seine höchsteigene Gegenwart zu verschönen. Man sieht, die Sache war in jeder Hinsicht gut aufgezogen.

Es war ein Viertel nach Zwölf. Der Abmachung gemäß, hätte Tommy Angel längst instruiert sein müssen; denn der Oberarzt hatte sich schon vor einer Viertelstunde auf sein Zimmer zurückgezogen.

Klaus dachte nicht daran. Er hatte doch einen ganz anderen Plan. Wir werden sehen.

Klaus fühlte sich durch eine Stimme jäh aus allen Erwägungen gerissen. Angel sagte nämlich:

„Sie können jetzt gehen, Bender. Punkt 8 Uhr sehen wir uns wieder. Sie waren in der letzten Zeit ein bißchen viel abwesend. Wo stecken Sie denn immer?" Angel hob aus dem Schreibtischstuhl forschend seine Augen. Sie besaßen wie immer dieses wohltuende, unerhört tiefe Blau.

„Ich war bei meiner Braut, Herr Professor", erwiderte Klaus und war bereit, irgendeine kleine Broadwayverkäuferin als seine Braut auszugeben. Es war nicht notwendig. Angel sagte nur:

„Es ist gut, Bender."

Klaus verließ mit einer Verbeugung das Sprechzimmer. Ohne Hast schlenderte er über den Hof nach dem Wohnhause Angels. Während er nach dem Wetter Ausschau hielt, vergewisserte er sich, ob er nicht beobachtet würde. Dann verschwand er im Hausflur . . .

Zwei Minuten später finden wir ihn hinter einer der grünen Plüschportieren in Angels Schlafzimmer, unsichtbar, wie hinbetoniert. Hier wartete er.

Nach kurzer Zeit vernahm er des Professors gemessenen Schritt auf dem gekiesten Weg vor dem Fenster. Das Gemach hatte zwei Fenster, die auf den Hof und Park gingen und offen standen. Angel ließ sich an seinem Schreibtisch im Wohnzimmer nieder. Man hörte das Ächzen eines Sessels. Leider konnte Sander von seinem Versteck aus das Wohnzimmer nicht übersehen. Eine Viertelstunde schlich vorüber. Klaus spürte seine Nerven wie damals auf der „Kronprinzessin Cäcilie", als die Munitionskammern in die Luft zu gehen drohten. Ein ganz blödsinniges Gefühl, gegen das es kein Mittel gibt. —

„Wird Angel noch nicht bald den „Kleiderschrank" öffnen?" fieberte es in Klaus. Seinen Berechnungen nach mußte Angel das tun. Aber was sind Berechnungen — „Da draußen warten Kellogs Leute auf mein Zeichen, auf den Pfiff zum Vorgehen, und ich klebe hier wie festgeleimt", erboste er sich. „Sollte etwa meine ganze Theorie nicht stimmen?"

Feine Schweißperlen traten ihm auf die Stirn. Seine Ungeduld steigerte sich von Minute zu Minute. Diese Minuten schlichen dahin — es war zum Wahnsinnigwerden! Sollte jetzt, wo er die Lösung fast greifbar in Händen hielt, sein Glück ihn verlassen haben? Denn es gab für Klaus keinen Zweifel, daß er das Problem gelöst habe. —

Da, wurde da nicht ein Stuhl zurückgeschoben? Wird er nun zum Essen gehen — oder wird er . . .? hämmerte es in Klaus. Gott sei Dank!

Angel trat in das Schlafzimmer und schloß die Fenster. Sander stand wie eine Statue hinter seiner Portiere und bewegte keinen Muskel. Sogar den feinen Hauch seines Atems hielt er zurück. Angel war völlig ahnungslos und schritt nach der Türe, wo er den Riegel vorschob. Er befand sich keine drei Meter von Sander entfernt. Dieser hatte nur den einen Gedanken: Was wird Angel jetzt tun? Dann hatte er Mühe, einen ungeheueren, erlösenden Seufzer hinunterzuschlingen. Denn. —

Angel trat tatsächlich vor den bewußten Schrank und zog einen Schlüssel aus der Tasche.

„Jetzt, jetzt probiert er den eigenen Apparat, um zu sehen, ob wenigstens dieser in Ordnung ist . . . ah, ich habe also doch richtig kalkuliert!" jubelte es in Sander.

Der Professor schaltete den Strom ein, setzte die Hörer auf, drehte die Anrufkurbel, alles mit zwei Händen, wie Klaus es erwartet hatte. Es war ein Wunder geschehen: Tommy Angel konnte, sobald er sich ohne Zeugen wähnte, den gelähmten rechten Arm bewegen!

Klaus hätte sich am liebsten vor Vergnügen die Hände gerieben. Sein Herz lief einen wilden Galopp. Er zerbarst schier vor Triumph. Aber sein Körper gehorchte. Er hatte die Zähne aufeinander gebissen und sein Antlitz glich der ehernen Maske eines antiken Römers. Nur sein Zeigefinger tastete millimeterweise nach dem Drücker des Brownings in der Hosentasche. Es wurde Zeit . .

Angel rief auf Welle 2210 die Insel an. Er schien etwas als Antwort zu vernehmen, das ihn in heftiges Erstaunen versetzte. Seine Augen traten aus den Höhlen und seine rechte Hand bewegte sich nervös.

Plötzlich schrie Angel in den Trichter:

„Was sagen Sie da, Hangman?! Der „Kondor" mit Kamura und dem Professor sei gestern —? nach Staten Island? Lux habe Ihnen das befohlen, in meinem Auftrag? Aber das ist ja — —"

Angel konnte den Satz nicht vollenden. Konnte seine Warnung nicht mehr in den Apparat brüllen. Denn Sander sprang mit einem wahren Panthersatz hinter der Portiere vor, riß mit einem Ruck die Schnur aus der Dose des Steckkontakts und schlug seine Waffe auf Angel an, indem er „hands up" donnerte.

Jede Verbindung mit der Teufelsinsel war unterbrochen.

Klaus ging, ohne ein Auge von dem Professor zu lassen, rückwärts nach dem Fenster, schlug eine Scheibe hinaus und setzte sein Signalpfeifchen an die Lippen. Ein — zwei — drei schrille, weithin hörbare Pfiffe!

Sie waren das Zeichen für Mr. Kellogs Leute.

Angel stierte wie ein Toter in das kreisrunde, schwarze Loch der Pistolenmündung, das mitten zwischen seine Augen gerichtet war. Sein Mund war verzerrt in höchstem Entsetzen und die Unterlippe hing schlaff herunter, seine gebietende Gestalt sank zusammen und seine Iris verfärbte sich schiefergrau. Mahlend bewegte er die weißen Lippen. So konnte einer aussehen, über den die Pest gekommen war . . .

„Si — si — sind Sie verrückt, Bender?" lallte er. Das Geräusch seiner eigenen Worte machte ihm Mut. Das Blut lief zurück in seine Wangen und er rief:

„Was soll diese Komödie, Bender? Wollen Sie gleich den Revolver fortnehmen!" Dabei schwankte er auf den Beinen. Noch immer umklammerte ihn jener tödliche Schrecken.

Klaus öffnete den Mund zu einer Antwort. In diesem Moment wurde die Türe aufgerissen, von der Sander vor wenigen Sekunden den Riegel zurückgeschoben hatte. Kellog stürmte ins Zimmer und hinter ihm zwei seiner Leute, die als Chauffeure verkleidet waren.

Der Polizeichef bekam ein ziegelrotes Gesicht und schrie: „Zum Teufel auch, Mr. Sander, das ist gegen unsere Abmachung. Ist nicht beschlossen worden, Tommy Angel aus dem Spiel zu lassen?"

Sander ließ den Browning sinken und sagte gelassen: „Ganz richtig — Tommy Angel. Aber nicht den dort, der Herr ist nämlich der von mir gesuchte Mr. Devil."

(Fortsetzung folgt.)

Das amerikanische Wohnhotel.

Von H. Hesse-Newyork.

Wie das Geschäft des einzelnen Kaufmanns, so hat sich in Newyork auch das Einzelwohnhaus des Reichen überlebt. Dem gemeinsamen Betrieb eines Geschäftes durch viele Teilhaber folgt das Leben in Wohnhotels. Vor zehn Jahren nahm die Bewegung ihren Anfang, als die Millionäre ihre Paläste an der Fünften Avenue aufgaben und in die Mammuth-Wohnhäuser an der Park-Avenue übersiedelten. Heute beginnt das Wohnhotel Anspruch auf den Gipfel des Luxus zu machen. Die Geldfürsten der letzten Jahrzehnte breiteten ihren Reichtum zu ebener Erde um sich her aus und stellten ihn zur Schau. Heute flüchtet der Reiche in die Wolken. Für Sammlungen von allerlei Schätzen schwärmt er nicht mehr. Der Betrieb eines selbständigen Haushalts langweilt ihn, und er zieht es vor, die wenigen Gegenstände in seinen Räumen von besonders geschulten Heinzelmännchen des Hotels abstäuben zu lassen, ohne sich im übrigen um irgendetwas zu bekümmern. In seiner Wolkenburg ist er allen Mißhelligkeiten des Alltags entronnen, mit denen sich tief unter ihm andere bezahlte Geister abrackern mögen. Der geräuschlose elektrische Fahrstuhl verbindet ihn als einzige Straße mit der Außenwelt.

Er strebt nur noch nach Macht und Einfluß. Der Besitz irdischer Kostbarkeiten lockt ihn nicht. Er besitzt nichts. Und doch braucht er nur zu befehlen, und jede gewünschte Herrlichkeit der ganzen Welt ist sein. Für ihn ist das Leben ein Wirklichkeit gewordenes Zaubermärchen. Jede Laune läßt sich hier befriedigen, leichter als im eigenen Privathause.

So sonderbar es klingt: es ist die Kleinküche, die diese ganze Mode ins Leben rief. Eine solche Hotelwohnung hat einen kleinen, mit weißen Kacheln ausgelegten Raum, nicht größer als ein Schrank, der als Büfett dient. Er enthält ein Eisschränkchen und einen elektrischen Kocher, zuweilen gar einen Spültein und Bordbretter mit Küchengeschirr, wie eine Kleinküche.

Dieser Servierraum — Kleinküche darf es nicht sein, da solche feuerpolizeilich verboten ist — hat sich sonderbarerweise in allen Stadtgegenden im Laufe weniger Jahre eingebürgert, selbst in den teuersten Wohnhotels. Durch Kellner werden Speisen aus der Hotelküche in den Wohnräumen serviert, wenn auch im eigenen Tafelgeschirr des Bewohners. In dieser Verbindung von Hotelluxus mit dem Gefühl des eigenen Heimes mag die Erklärung der Beliebtheit dieser Einrichtung zu suchen sein.

Das Ziel dieses neuen Wohnhotels ist also, dem Gaste ein privates Heim zu bieten, um das er sich nicht im geringsten zu kümmern braucht und wo doch jeder seiner Wünsche sofort in Erfüllung geht. Allerdings muß er für eine Flucht von fünf möblierten Zimmern eine riesige Jahresmiete zahlen.

Für die Miete aber hat er nicht nur die Räume, sondern auch Licht und Heizung, Eisschrank, und alle Bequemlichkeiten eines neuzeitlichen Hotels, alle mögliche Bedienung, einschließlich des Servierens von Mahlzeiten. Zuweilen gehört dazu ein mit schwarzem Marmor oder farbigen Kacheln ausgelegtes Badezimmer mit silbernen Hähnen, oder es finden sich Türen und Decken mit italienischen Malereien, echte Gemälde alter Meister, Lampen, Teppiche und Ruhebetten, die den verwöhntesten Ansprüchen gerecht werden.

Meistens ziehen die Gäste des teuren Wohnhotels ihre eigene Ausstattung vor, einschließlich Tischwäsche, Silberzeug und Porzellangeschirr, das von Hotelbedienten gewaschen und im Servierraum an seinen Platz gestellt wird. Zu jeder Tag- und Nachtzeit kann der Bewohner irgendeinen Imbiß oder ein regelrechtes Mahl bestellen, und in kürzester Zeit ist das Gewünschte zur Stelle, als wäre es im eigenen Haushalt beschafft. Auf ein Klingelzeichen erscheint der Kellner mit der Speisekarte. Er stempelt die Bestellung mit der genauen Zeit und befördert sie durch eine entsprechende Einrichtung zur Küche. In der Zeit, da er den Tisch deckt, ist das Bestellte fertig. Er rollt den Tisch an den gewünschten Platz und serviert die Mahlzeit.

Bei einem anderen System gibt der Gast seine Bestellung durch Fernsprecher zur Küche, und der Kellner erscheint mit den Speisen und dem ganzen Tafelgeschirr. Natürlich stehen dem Bewohner auch Restaurations- und gemeinsame Gesellschaftsräume aller Art zur Verfügung.

Was der Gast im Wohnhotel sucht, ist vor allem die Befreiung von jeder Verantwortlichkeit. Bis zu den kleinsten Zimmerdiensten wird alles von der Hotelleitung besorgt, und der Gast ist vollkommen frei und ungebunden. Er hat einen Familientisch, wenn er es wünscht, und genug eigene Sachen um sich, um der Wohnung eine persönliche Note zu verleihen.

Nur eins sucht man in diesen modernen Wohnhotels vergeblich — Kinder.

„Seit undenklichen Zeiten", sagt der Psychiater Dr. Brill, „strebt der Mensch danach, Schmerz zu vermeiden und Vergnügen und Zerstreuung zu suchen. Diesem Drange gehorchend, weigern sich heute Frauen in Newyork, im eigenen Hause zu leben, denn der Mangel an Dienstboten im Verein mit den Kosten macht solch ein Leben sorgenvoll, wenn nicht unmöglich. Aus diesem Grunde entwickeln wir ein Hotelleben, eine Lebensweise, bei der alles in Masse geliefert wird.

Eine solche genossenschaftliche Grundlage aber schließt intimes Zusammenleben aus. Die Menschen leben in mehr oder weniger normierten Räumen und wählen alle nach derselben Speisekarte. Von Tun und Lassen nach eigenem Belieben kann keine Rede sein. Kinder dürfen nicht rufen und lärmen, denn sie würden die Flurnachbarn stören. Für Kinder ist überhaupt kein Platz da. Und doch machen Kinder, Hunde, Katzen und Hühner erst das rechte Familienleben aus. Wir schaffen eine erkünstelte Umgebung und eine Klasse von Menschen, die sich der Wirklichkeit entziehen. Sobald die Menschen sich an Luxus gewöhnen, sparen sie in erster Linie an Kindern. Das Hotelleben macht es immer schwieriger, eine Familie zu unterhalten. — Und doch sind Kinder dem Gefühl ein unbedingt notwendiger Ausfluß. Zwar sind sie keineswegs immer angenehm, sondern im Gegenteil eine fast beständige Ursache von Verdruß. Aber Gefühlsausflüsse brauchen durchaus nicht angenehm zu sein. In der Natur ist das Angenehme selten. Soll die Ehe von Bestand sein, so muß sie die naturgemäßen Folgen der Kameradschaft zu tragen haben — Kinder. Denn Kinder halten die Eltern zusammen und machen sie zu guten Kameraden."

Die Mühle.

Es will der Roggen ernteschwer
Sich fast zu Boden legen . .
Die Mühlen stehen stumm und leer
Und warten auf den Segen.

Da hebt ein Tag mit Ernten an,
Und Sensen blitzen nieder;
Nun sinkt der schwere Mühlenbann,
Da recken sie die Glieder.

Sie schauen hungrig in das Land . .
. . Der Wind schläft müd am Hügel . .
Die Mühlen knarren, und das klingt
Wie Drohn, mit dem man Knechte zwingt,
. . Und lächelnd greift mit starker Hand
Gott in die Riesenflügel.

Wilhelm Lennemann.

Ein Brief Tolstois an den Zaren.

Der große Dichter macht sich zum Fürsprecher der religiösen Minderheiten.

Dieser Brief wurde von Tolstoi am 11. Mai 1897 aus Anlaß zahlreicher Glaubensverfolgungen an den Zaren Nikolaus II. geschrieben.
D. Red.

Sire, wenn Sie diesen Brief lesen, bitte ich Sie sehr, zu vergessen, was Sie vielleicht über mich gehört haben, und ohne jede Voreingenommenheit in diesem Brief nur den Wunsch zu sehen, Gutes den Menschen zu tun, die schuldlos leiden, und einen noch stärkeren Wunsch, Ihnen Gutes zu tun, Ihnen, dem Menschen, den man naturgemäß für die Leiden Anderer beschuldigt.

Vor einem Monat erschien im Dorfe Semlianka, Kreis Busuluk, beim Bauern Tschipelen, seines Glaubens nach Molokaner, um 2 Uhr nachts ein Wachtmeister und ließ die Kinder wecken, um sie ihren Eltern wegzunehmen. Zwei Knaben im Alter von 13 und 11 Jahren wurden ohne Kleidung weggeführt. Als dann der Wachtmeister noch die zweijährige Tochter des Bauern wegnehmen wollte, hat sich die Mutter an die Tochter festgeklammert und wollte sie nicht hergeben. Daraufhin hat der Wachtmeister gesagt, er würde die Mutter festbinden lassen, falls sie das Kind nicht freigeben würde. Auch dieses zweijährige Mädchen wurde abgeführt.

Einige Tage später geschah dasselbe im Dorfe Antonowka desselben Kreises. Dort wurden dem Bauern Bolotin auch nachts seine zwei Töchter von 12 und 10 Jahren weggeführt.

In derselben Nacht wurde im gleichen Dorfe dem Bauern Samoschkin sein einziger fünfjähriger Sohn weggenommen. Die Wegnahme des Kindes war besonders grausam. Der Knabe war die einzige Freude der Eltern, er war der letzte von vielen Kindern, der am Leben blieb. Als die Polizei ihn abzuholen kam, lag er in hohem Fieber, die Nacht war kühl, die Mutter flehte, ihr das Kind wenigstens noch für einige Zeit zu lassen, aber ihre Bitte wurde abgeschlagen. Daraufhin hat sich die Mutter erboten, selbst ihren Sohn bis zur Stadt zu begleiten. In der Stadt aber wurde ihr der Sohn weggenommen und sie hat ihn nicht mehr wiedergesehen.

Sämtliche Gesuche der Bauern, ihnen wenigstens den Aufenthalt ihrer Kinder anzugeben, blieben ohne Antwort; die armen Leute wissen bis jetzt noch nicht, wo sich ihre Kinder befinden.

Das ist doch entsetzlich. Solche Dinge geschahen doch nur zu den Zeiten der Inquisition. Nirgends, auch in der Türkei nicht, ist so etwas möglich, und niemand in Europa wird glauben können, daß dies in einem christlichen Lande im Jahre 1897 geschehen könnte. Und doch ist das alles wahr.

Das ist entsetzlich. Am entsetzlichsten aber ist, daß dies keine Einzelfälle sind, sondern wenige von tausend ähnlicher Geschehnisse. Ich könnte darüber erschöpfende Beweise liefern, wenn nicht sämtliche Dokumente, die Tschertkow gesammelt hat, um sie Ihnen vorzulegen, im vergangenen Winter von der Polizei beschlagnahmt wären.

Im übrigen, um sich davon zu überzeugen, daß dies alles wahr ist, daß es wahr ist, daß Tausende und Abertausende russischer Leute jahraus, jahrein verhaftet und in weite Gebiete verschleppt, von ihren Kindern getrennt, in Gefängnisse, Klöster und Irrenhäuser eingesperrt und durch die Vertreter der Staatsgewalt furchtbar gemartert und gequält werden — um sich von all' dem zu überzeugen, würde es genügen, einen unparteiischen, wahrheitsliebenden Menschen nach den Verbannungsgegenden, nach Sibirien, dem Kaukasus, nach dem Olonez-Gebiet und nach den Gefängnissen zu schicken. Und dann könnten Sie aus dem Berichte dieses Mannes ersehen, welche furchtbaren Taten in Ihrem Namen vollbracht werden.

Man sagt, alles das geschieht, um die Staatskirche zu unterstützen. Aber der größte Feind der Staatskirche hätte kein besseres Mittel finden können, um die Menschen von ihr abzubringen, als diese Verbannungen, Verhaftungen, Wegnahme von Kindern.

Ich weiß, es gibt Menschen, die zu behaupten wagen, daß in Rußland die Glaubensfreiheit existiert, daß alle diese gräßlichen Taten keine Verfolgungen, sondern nur Vorbeugungsmaßnahmen sind. Aber das ist doch die offensichtlichste und frechste Lüge. Nicht nur existiert in Rußland keine Glaubensfreiheit, sondern es existiert der furchtbarste und gröbste Glaubenszwang, den es in keinem anderen Lande gibt, nicht nur in keinem christlichen, sondern auch in keinem mohammedanischen Lande.

Sire, die Menschen, die Sie auf dem falschen Wege zu halten suchen, sind alte Menschen, die ihre eingewurzelten Ansichten nicht aufgeben können und die sich von den Ketten eigener Fehler nicht befreien können. Aber diese Menschen beenden jetzt ihr Leben, und ihr Platz in dem Bewußtsein des Volkes ist schon fest bestimmt, — Sie aber haben Ihr ganzes Leben vor sich, Sie müssen Ihre Stellung im Volke erst noch erarbeiten, Sie sind noch durch nichts gebunden.

Raffen Sie sich auf, Sire, entfernen Sie diese Ratgeber von sich, die Sie irreführen! Entscheiden Sie selbst, wie man dem eigenen Glauben dienen soll und wie man sich zu den Menschen stellen soll, die andersgläubig sind!

Tun Sie das, Sire, und — ohne Verzug und ohne die Sachen an Kommissionen und Komitees weiterzugeben, ohne sich den Ratschlägen anderer zu beugen — bestehen Sie darauf, daß die Verfolgungen aufhören, daß die Verbannten zurückkehren, die Verhafteten freigegeben, die Kinder den Eltern zurückgegeben werden und, hauptsächlich, daß die komplizierten und willkürlich gedeuteten Gesetze und Vorschriften gestrichen werden, die den Vorwand zu allen diesen Missetaten geben.

Benutzen Sie die Gelegenheit, eine gute Tat zu vollbringen, die heute nur Sie allein vollbringen können. Solche Gelegenheiten kommen nicht immer vor, und sie kehren nicht zurück, wenn man sie nicht ausnutzt.

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie in diesem meinem Brief irgendwie peinlich berühre. Ich wiederhole: Nur der Wunsch des Guten hat mich bewogen, diesen Brief zu schreiben, der Wunsch des Guten für die Menschen, die leiden, und der Wunsch des Guten für Sie, in dessen Namen man die schuldlosen Menschen leiden läßt.

Lew Tolstoi.

*

Tolstois Brief blieb ohne Antwort.




Bunte Chronik

* **Der Schlangenkrieg von St. Emerald.** In der Nähe der Stadt Salisbury in Südrhodesien erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe die Missionsanstalt der Dominikanerinnen von St. Emerald. Die Insassen der Station, der auch ein Kindergarten angeschlossen ist, erhielten kürzlich recht unangenehmen Besuch. Infolge der starken Regengüsse, die in der Gegend niedergegangen waren, hatten sich zahlreiche Schlangen aller Art aus den feuchten Niederungen in die trocken gelegenen Klostergebäude zurückgezogen. Man konnte beinahe keine Schublade aufziehen, ohne durch eine darin liegende Schlange zu Tode erschreckt zu werden. Vor allem für die Kleinen des Kindergartens wurde die Lage gefährlich, da sie die Gefahr nicht ahnten und sich ohne Scheu den gefährlichen Reptilien näherten. So konnte ein zweijähriges Mädchen, das auf einem engen Gange einer großen gestreiften Kobra begegnete, erst im letzten Augenblick gerettet werden, als es mit ausgebreiteten Ärmchen auf die Schlange zuging, um sie herzlich an sich zu drücken. Natürlich hatte sich der ganzen Anstalt eine starke Nervosität bemächtigt; zuweilen eilte schon bei dem Zirpen einer Grille alles erschreckt herbei, um der Schlange, deren Zischen man zu hören glaubte, den Garaus zu machen. Nur durch einen systematischen Vernichtungsfeldzug haben sich die Dominikanerinnen des Klosters der gefährlichen Eindringlinge entledigen können.

Lustige Rundschau



* **Zur Freude der Gäste.** Eine Modezeitschrift, die es ja wissen muß, befaßt sich vornehmlich mit den Kleidersorgen anderer Leute. Meist mit den Sorgen der Damen, hin und wieder kommen auch die Herren mal dran. Neulich erkundigte sich im „Briefkasten" dieser Zeitschrift ein besorgter, junger Mann, der vor der Hochzeit stand, danach, wie man sich am Tage dieser Feier zu kleiden habe. Darauf schrieb das Blatt: Ernst W. T—sk, Stuttgart: Es gibt keinerlei Ausnahmen bei der Kleidung für den Bräutigam. Für die Tageshochzeit wird ausschließlich der Coutaway verwendet. Sollte das Essen am Abend stattfinden, so wechselt der Bräutigam während der Trauung und während des Festmahls den Coutaway gegen den Frack aus. — Das kann unter Umständen eine sehr fidele Feier werden. Allerdings nur für die Gäste.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.